

Mahrokh Charlier
Ost-westliche Grenzgänge

Forum Psychosozial

Mahrokh Charlier

Ost-westliche Grenzgänge

**Psychoanalytische Erkundungen kultureller und
psychischer Differenzen zwischen
»Orient« und »Okzident«**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2017 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Gestirne über dem Tempel*, 1922
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin
www.me-ti.de
ISBN 978-3-8379-2658-3 (Print)
ISBN 978-3-8379-7329-7 (E-Book-PDF)

*»... meinem okzidentalnen Mann und
meinem NicoNawid«*

Inhalt

Vorwort	9
Einführung Im Dialog mit Sigmund Freud über das Leben in der Diaspora	13
I Intersubjektive Begegnung der Kulturen	23
II Plädoyer für eine interkulturelle Psychoanalyse	35
III Geschlechtsspezifische Entwicklung in patriarchalisch-islamischen Gesellschaften und deren Auswirkung auf den Migrationsprozess	43
IV Macht und Ohnmacht Religiöse Tradition und die Sozialisation des muslimischen Mannes	65
V Eine orientalische Version des Ödipuskomplexes	79
VI Die Schönheit des Unsichtbaren und der Klang des Ursprungs	103
VII Psychische Konflikte der Postmigranten-Generation	119
VIII Autorität und Postmigranten-Generation	135
IX Yusuf und Zulaikha – Joseph und die Frau des Potiphar Eine Beziehung im kulturellen Vergleich	149

Vorwort

Von den großen Farbbildern des Künstlers Mark Rothko angezogen, fragte ich mich: Was genau ist an diesen Bildern für mich so anziehend?

Die Farben, die sich in einem sanften und unscheinbaren Übergang miteinander verbinden, sodass jede Farbe ihren eigenen Ausdruck bekommt, leuchten für das eigene Sein, dennoch sind sie nicht allein. Sie dulden keine Vermischung, denn es würde sich dadurch nur eine graue Masse bilden. Diese Farben leuchten aber nur mit anderen Farben gemeinsam. Als einzelne Farbe, getrennt von anderen, erscheinen sie verloren. Sie können nur in der Gemeinschaft mit anderen Farben im Betrachter ihre Anziehungskraft in harmonischer Schönheit und Vielfalt entfalten.

Mein Wunsch, in Europa studieren zu können, brachte mich vor mehr als 40 Jahren nach Deutschland. Die *Integrationsjahre* waren infolge der islamischen Revolution im Iran zwangsläufig, und ich hatte über Jahrzehnte keine Verbindung zur Heimat. Diese Jahre waren mit dem Eintauchen in eine mir fremde Kultur geprägt. Die *Leitkultur*, der ich zu folgen hatte, war zwar *selbstfremd*, ermöglichte mir jedoch durch eine ausreichend gute *Umweltmutter* eine zusätzliche Sozialisation, für die ich heute dankbar bin. Das Selbstfremde und die fehlende Farbe des Ursprungs ließen in mir jedoch auch die Farbe Grau wachsen.

Aufgrund dieser Erfahrung und der Behandlung meiner Patienten aus anderen Kulturen erkannte ich, wie entscheidend das internalisierte, kulturell bedingte Beziehungserleben des Ursprungs für die Integration in der neuen Kultur ist. Der kulturelle Hintergrund der Beziehungserfahrung bildet und prägt das Fundament der ursprünglichen Identität, die sich in der Fremde drängend bemerkbar macht. Dies führt im Integrationsland zu erheblichen inneren Konflikten.

Psychoanalytiker wissen, dass das Verleugnen des Ursprungs und der Tradition

on immer ein Bumerang ist, was durch die Prozesse der Globalisierung in unserem Zeitalter eine große Gefahr für die Menschen bedeuten kann.

Durch das Erfassen der Bedeutung der Ursprungskultur bei Migranten aus dem islamischen Kulturkreis, denen ich begegnete, begann ich mich mit den kulturellen Gemeinsamkeiten und den Differenzen zwischen islamischer und christlich-westlicher Kultur zu beschäftigen. Diese Auseinandersetzung bewirkte auch in meiner Denkweise einen Prozess der Veränderung, den ich erst nach Jahren bewusst wahrnehmen konnte.

Mein Blick auf die islamische Religion und Kultur veränderte sich und es verschärfte sich auch der Blick auf das Fremde überhaupt. Es wurde mir bewusst, wie vielschichtig und differenziert die Wahrnehmung von anderen Kulturen je nach Perspektive sein kann, dass jede Kultur ihre eigene Normalität und Abnormalität besitzt, die sie im Rahmen ihrer Geschichte entwickelt hat.

Die Reihenfolge der Essays und Artikel in diesem Buch spiegelt auch die sich verändernde Sichtweise auf Migration, Religion und die Bedeutung der Kultur in den jeweiligen Gesellschaften wider.

Ein Schwerpunkt ist dabei die Beschäftigung mit dem Islam, die zeigen soll, dass die derzeitige Diskussion in der westlichen Welt über den Islam zur Stigmatisierung einer Religion führt, die seinerzeit eine zivilisatorische Errungenschaft war, wie auch die Entwicklung der Religionen überhaupt. Eine Ursache der destruktiven Entwicklungen innerhalb von islamischen Gesellschaften sehe ich aus psychoanalytischer Perspektive in der Infragestellung der patriarchalischen Ordnung durch die Werte der westlichen Moderne. Erst die Angst vor dem Machtverlust, ob in Politik oder Familie, lässt das Patriarchat grausam werden. Es ist im Begriff seine Autorität, die es in der Geschichte der Völkergemeinschaft hatte, zu verlieren und versucht mit mörderisch-destruktivem Agieren an seiner unbedingten Macht festzuhalten.

In einigen Kapiteln versuche ich, die innerpsychische Entwicklungsstruktur in patriarchalischen Gesellschaften aus psychoanalytischer Sicht zu betrachten.

Ein weiterer Schwerpunkt im vorliegenden Band ist der Umgang mit Menschen aus anderen Kulturen. Menschen, die bedingt durch Terrorismus, Verfolgung oder Krieg ins Exil gehen oder emigrieren, wollen nicht auf »die Flüchtlinge«, »die Traumatisierten« oder »die Migranten« reduziert werden. Sie sind Migranten und vielfach traumatisierte Menschen, aber sie verfügen trotz alledem über eine innere Welt, die sie mit ihrer langen Tradition und Geschichte verbindet. Sie tragen die Farben der Tradition und die Eigenarten ihre Kultur in sich, die nicht übersehen werden möchten. In einer Studie über Muslime in Europa fand Nilüfer Göle aus soziologischer Sicht ein dazu passendes Bild, wenn sie die

Menschen der neuen Gesellschaftskultur mit verschiedenfarbigen Fäden in einem Teppich vergleicht, die miteinander verwoben sind, ohne die Unterschiede zu verheimlichen.

In meinen Essays versuche ich aus psychoanalytisch-klinischer Sicht die Unterschiede zwischen Orient und Okzident im Sinne einer Aufklärung über die Differenzen herauszuarbeiten. Erst durch die Kenntnis von Differenzen und natürlich auch Gemeinsamkeiten kann ein Miteinander mit Respekt geschaffen werden.

Wie gut wäre es, ein Migrationsgemälde wie die Bilder von Mark Rothko zu schaffen, in dem die Farben der Kulturen mitsamt ihrer Differenzen in Einklang kommen.

*Frankfurt am Main
Mahrokh Charlier*

Einführung

Im Dialog mit Sigmund Freud über das Leben in der Diaspora

Hochverehrter, lieber Herr Professor,

Warum wähle ich für meinen Wunsch nach einem Dialog mit Ihnen als Bestandteil des Titels ein »Leben in der Diaspora«?

Im Begriff Diaspora erkenne ich eine Gemeinsamkeit zwischen uns, die im *Duden* wie folgt definiert wird: »Diaspora, Gebiet, in dem die Anhänger einer Konfession (auch Nation) gegenüber einer anderen in der Minderheit sind« (*Duden*, 1990).

Eine Erfahrung, die Ihre Lebensgeschichte begleitet hat, aber auch mein Leben bis heute begleitet.

Die Beschäftigung mit Ihrem Lebensverlauf und meiner Erfahrung als Immigrantin führte mich zu der Einsicht, dass es wichtig und notwendig ist, über das seit Jahren aktuelle Thema der Migration und Integration in Deutschland und Westeuropa auch aus psychoanalytischer Sicht zu diskutieren. Deshalb möchte ich Sie, Herr Professor Freud, als Vermittler einsetzen, mit dem ich einen Dialog über die spezifischen psychischen Prozesse im Leben zwischen zwei Kulturen führen möchte. Denn die Beschreibung unserer Empfindungen und die Benennung innerer Konflikte in der Diaspora werden für jeden, der die Erfahrung einer Migration machen musste, nachvollziehbar sein.

Zunächst aber sollte ich mich Ihnen vorstellen. Ich bin eine Psychoanalytikerin, die in vielfacher Hinsicht aus einem dunklen, schwarzen Kontinent stammt: freilich nicht nur meinem Geschlecht nach, dessen Bezeichnung als rätselhafter dunkler Kontinent Ihre damalige Verzweiflung über die Rätsel der weiblichen Entwicklung zum Ausdruck brachte, sondern auch durch meine Herkunft aus einem Land, in welchem die Farbe Schwarz in Verbindung mit Religion eine wichtige Bedeutung hat. In der islamischen Kultur wird sie oft als Zeichen der re-

ligiösen Treue verwendet. Entsprechend der dort gelebten Geschlechtertrennung zwischen einer Innenwelt der Familie und einer Außenwelt, die eine Männerwelt ist, werden die Frauen außerhalb des Hauses mit schwarzen Schleieren verhüllt. So ist es auch Brauch im Land meiner Kindheit, zu dem ich trotz des Jahrzehntelangen Lebens in Deutschland nichts an emotionaler Bindung eingebüßt habe und das mich bis heute noch mit intensiven Gefühlen erfüllt. Diese sind trotz der jahrelangen, man kann sagen der inzwischen fast lebenslangen Trennung von meiner Herkunft immer noch sehr spürbar. Das Gefühl der Fremdheit, das mich in meiner neuen Heimat bis heute immer wieder begleitet, gehört zu den tragenden Säulen meiner Überzeugung von der von Ihnen begründeten Wissenschaft der Psychoanalyse. Denn die Existenz des Unbewussten, in dem die Spuren der frühkindlichen Erfahrungen zu finden sind, bewirkt eine dauerhafte Verbindung und lässt eine innere Trennung nicht zu.

In Ihrem Artikel »Die Widerstände gegen die Psychoanalyse« schreiben Sie so trefflich:

»Wenn sich der Säugling auf dem Arm der Pflegerin schreiend von einem fremden Gesicht abwendet, der Fromme den neuen Zeitabschnitt mit einem Gebet eröffnet, aber auch die Erstlingsfrucht des Jahres mit einem Segenspruch begrüßt, wenn der Bauer eine Sense zu Kaufen verweigert, welche nicht die seinen Eltern vertraute Fabrikmarke trägt, so ist die Verschiedenheit dieser Situationen augenfällig und der Versuch scheint berechtigt, jede derselben auf ein anderes Motiv zurückzuführen.

Doch wäre es Unrecht, das ihnen Gemeinsame zu erkennen. In allen Fällen handelt es sich um die nämliche Unlust, die beim Kinde elementaren Ausdruck findet, beim Frommen kunstvoll beschwichtigt, beim Bauern zum Motiv einer Entscheidung gemacht wird. Die Quelle dieser Unlust aber ist der Anspruch, den das Neue an das Seelenleben stellt, der psychische Aufwand, den es fordert, die bis zur angstvollen Erwartung gesteigerte Unsicherheit, die es mit sich bringt« (Freud, 1925e, S. 97).

Als Psychoanalytikerin nichtdeutscher Herkunft sehe ich in meiner Praxis viele Menschen mit Migrationserfahrung. Ihre bewussten, aber auch unbewussten Motive für die Wahl einer Therapeutin aus einem anderen Kulturreis sind oft Ausdruck des Wunsches, die Erfahrungen als Fremde, ein Leben mit den »Anderen« und das Leben in der Diaspora mit mir zu teilen, eben die Angst vor dem Neuen zu verringern, indem sie bewusst oder unbewusst mich als ein Teil des ihren Vertrauten auswählen.

Als ich über diesen Vortrag nachdachte, wurde mir bewusst, dass kaum ein

anderer das Problem der interkulturellen Konflikte besser verstehen könnte als Sie, Hochverehrter Professor Freud, mit Ihren zwei Kulturen, nämlich der geerbten jüdischen und der europäisch-christlichen in deren Umfeld. Ein Leben also zwischen zwei Kulturen mit den dazu gehörigen Fragen der Orientierung, Assimilation und Identifikation mit einer oder der anderen Kultur oder beiden Kulturen, was, wie Sie schreiben, mit besonderer psychischer Anstrengung verbunden ist.

Wodurch sind diese psychischen Anstrengungen gekennzeichnet und wie kann man sie benennen?

Heute leben in Deutschland ca. 14 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund. Sie kamen vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, suchten häufig aber auch wegen politischer und religiöser Verfolgung Schutz in den westlichen Ländern. Hintergrund dieser Migrationsentscheidungen sind in der Regel totalitäre und korrupte Regime. Der eine oder andere Migrant, der infolge politischer Verfolgung seine Heimat verlassen hat, spürt heute hier in Deutschland das, was Sie 1938 in London verspürt haben, nachdem Sie durch das NS-Regime gezwungen worden waren, Wien zu verlassen. Als Sie dann in London Ihre Freiheit gefunden haben, sagten Sie »[...] dass jener Druck von mir genommen ist und dass ich wieder reden und schreiben kann – bald hätte ich gesagt: denken kann, wie ich will oder muss« (Schäfer, 2003, S. 8).

Alle Ihre kulturtheoretischen Abhandlungen über die moderne Nervosität aus dem Jahr 1908 bis hin zu den drei Abhandlungen *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* von 1938 haben bei mir immer wieder ein Gefühl von Faszination und Anziehung hervorgerufen. Faszination, weil auch ich mich auf der Suche nach kulturellem Verständnis empfand und auf der Suche nach etwas war, von dem ich lange nicht wusste, was es ist. Durch die Lektüre Ihres Buches *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, mit dem Sie bis heute Wissenschaftler zu vielseitigen Diskussionen und Interpretationen veranlassen, fand ich interessante und anregende Überlegungen. Es wird oft vermutet, dass die drei Abhandlungen zu *Der Mann Moses* ein sehr persönliches Anliegen von Ihnen waren, und dass sie sich darin mit Ihrer jüdischen Tradition auseinandersetzen. In diesen Abhandlungen versteht man Sie als »Aufklärer der jüdischen Tradition« (Schäfer, 2003) oder man möchte Sie als »wahren Juden« erkennen und in das Judentum zurückholen (Yerushalmi, 1991). Jan Assmann betrachtet Sie in seinem Buch, wie auch schon Derrida, als Mitsstreiter einer modernen Theologie. Richard Bernstein findet bei Ihnen einen neuen Traditionsbegriff und bei Marthe Robert fand ich die interpretierende Sichtweise, die meinem eigenen Blickwinkel entsprach, nämlich die Ihrer Bikulturalität des Lebens in zwei Kulturen. Diese

Interpretation löste bei mir ein Gefühl von Gemeinsamkeit, aber auch Bewunderung aus. Es wurde mir allmählich bewusst, dass ich in Ihrer Psychoanalyse und vor allem in Ihren kulturtheoretischen Abhandlungen die unbewussten Dimensionen auch meiner kulturellen Wurzel zu verstehen bemüht war. Insofern habe ich Sie, wie wir heute mit Bion sagen, als »Container« benutzt, habe mit Ihrer Hilfe als Fremde in der westlichen Kultur nach Orientierung gesucht. Orientierung, die mir helfen sollte, mich sowohl beruflich als auch persönlich mit meiner Biculturalität auseinanderzusetzen. Sie fanden Ihr Ideal und Ihre Orientierung im Wissen und der Bildung der abendländischen Kultur. Aus der eigenen und aus der klinischen Erfahrung weiß ich, wie wichtig es ist, eine Identifikationsfigur, ein moralisches, wissenschaftliches und ästhetisches Ideal, und damit einen unterstützenden Wegweiser, zu finden, um zur eigenen Orientierung zu gelangen. Die Schwierigkeit, die beiden Kulturen miteinander zu integrieren, führt nicht selten dazu, dass Migranten sich entweder völlig an die neue Kultur zu assimilieren versuchen, auf Kosten ihrer Ursprungskultur, oder sich von der neuen Gesellschaft, in der sie leben, abgrenzen und sich nur in ihren Familien bzw. ihrem Diaspora-Dasein bewegen.

Diesen Konflikt kennen auch Sie aus der Geschichte des europäischen Judentums: von der Forderung und dem Bestreben, sich ausschließlich im religiösen und traditionellen Judentum zu bewegen, bis hin zur Bewegung für eine säkulare jüdische Aufklärung im Deutschland des 18. Jahrhunderts (Haskala) (Yerushalmi, 1991, S. 26).

Sie sind als Jude in einem Milieu, das dem traditionellen Leben der Juden noch nahe stand, in Freiberg/Mähren geboren. Eine Region, in der religiöse und ethnische Gegensätze aufeinander trafen. Dies erzeugte Konflikte, aber auch reiche Wechselwirkungen, in denen die Teilkulturen, unter anderem deutsche, tschechische und jüdische, einander befruchtet haben.

Durch zwingende ökonomische Gründe hat Ihre Familie Ihren Weg vorgezeichnet, indem sie Böhmen verließ und sich in Wien niederließ.

Ihre Eltern waren nicht wohlhabend und im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen intellektuellen Juden nicht assimiliert. Mit einem halb okzidentalisierten Vater und einer Mutter, die stets nur gebrochen Deutsch sprach, mussten die Eltern sozusagen vom Nullpunkt anfangen (Robert, 1975, S. 26).

Welchen Platz sollten Sie oder wollten Sie in der Gesellschaft der Deutschösterreichischer einnehmen? Schon in Ihrer Jugend wollten Sie sich nicht in den unteren sozialen Rängen sehen, welche die Gesellschaft Ihnen durch Antisemitismus und Diskriminierung zuzuweisen versuchte. Sie sahen für sich die Möglichkeit, durch Wissen zu den Anderen zu gehören, ja in deren Nähe zu sein, bis hin zu der

Vorstellung, eine Überlegenheit über sie erreichen zu können. Somit waren Sie jahrelang Klassenbester in der philologischen Schule des deutschösterreichischen Gymnasiums.

Diese Orientierung war damals, wie auch heute, nicht selbstverständlich. Man ist geneigt aus verschiedenen Gründen, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, sich entweder in dem einen oder im anderen Milieu zu bewegen und gegen das andere zu rebellieren, einen Mythos der Diaspora zu pflegen, der die zwei Kulturen von einander trennt hält.

In der Vorrede Ihres Buches *Totem und Tabu* von 1930 beschreiben Sie die Gefühlslage eines Mannes, der die heilige Sprache Hebräisch nicht versteht, der väterlichen Religion – wie jeder anderen – völlig entfremdet ist, an nationalistischen Idealen nicht teilnehmen kann und doch die Zugehörigkeit zu seinem Volk nie verleugnet hat, seine Eigenart als jüdisch empfindet und sie nicht anders wünscht. Fragt man ihn: »Was ist an dir noch Jüdisch, wenn du alle diese Gemeinsamkeiten mit deinen Volksgenossen aufgegeben hast?, so würde er antworten: Noch sehr viel, wahrscheinlich die Hauptsache. Aber dieses Wesentliche könnte er gegenwärtig nicht in klare Worte fassen. Es wird sicherlich später einmal wissenschaftlicher Einsicht zugänglich sein« (Freud, 1974 S. 293).

In dieser, von Ihnen Herr Professor Freud sensibel beschrieben Gefühlslage werden sich viele Migranten der zweiten und dritten Generation von heute wiederfinden können. Denn diese Menschen befinden sich ebenso zwischen zwei Welten, die für sie nur schwer miteinander integrierbar sind. Die Verlustängste und manchmal auch der reale Verlust der Möglichkeit einer Rückkehr in das Herkunftsland sowie die hiermit verknüpften Ängste vor dem Verlust ethnischer Werte veranlassen die Eltern der zweiten und dritten Generation, umso stärker an ihrer traditionellen kulturellen Identität in der Familie festzuhalten. Je enger die Bindung nach innen ist, umso schärfer ist die Abgrenzung nach außen. Die junge Generation der Migranten befindet sich also quasi in einem Spagat zwischen der Familie, die ihre eigenen Werte und Gesetze pflegt, und einer Gesellschaft, die andere Normen und Gesetze verlangt. Sie bewegt sich also in einer spannungsreichen, interkulturellen und interreligiösen Verstrickung von innen (familiär) und außen (gesellschaftlich).

Einer Ihrer Nachfolger, Donald Winnicott, vertritt in seinem Konzept der Ich-Integration die Vorstellung einer emotionalen Entwicklung des Kindes von der absoluten Abhängigkeit von der Mutter über eine relative Abhängigkeit zur allmählichen Unabhängigkeit und Zuwendung zur Außenwelt. Diese Entwicklung von der Abhängigkeit zur Unabhängigkeit ist für das Kind aus einer Migrantenfamilie mit einer besonderen Belastung verbunden, die mit ambivalen-

ten Gefühlen von Schuld und Scham auf der einen und dem Wunsch nach dem Neuen auf der anderen Seite einhergeht.

Für die Eltern wiederum gehen die Zuwendung ihrer Kinder zur Umgebungs-kultur und das Streben nach Unabhängigkeit mit enormen Verlustängsten einher, sodass sie oft alles tun, um diese Prozesse zu vermeiden.

Auch Sie, Herr Professor Freud, bewegten sich mit höchst ambivalenten Gefühlen zwischen den zwei Welten. Sie haben sich der abendländlichen Kultur zugewandt und versuchten sich von der väterlichen Kultur, Sprache und Religion zu distanzieren, aber gleichwohl bekannten Sie sich zum Judentum. Wie Sie im Dezember 1930 in der Vorrede für die hebräische Übersetzung von *Totem und Tabu* schreiben, nehmen Sie bei sich die Eigenart des Jüdischen wahr und spüren durch ein »gewisses Etwas« die Gemeinsamkeit mit Ihrem Volk. Gleichwohl versichern Sie, dass Sie auch der anderen, deutschen Kultur und den sonstigen Religionen und nationalen Idealen nicht vollends angehören. Sie haben sich vielmehr etwas Eigenes geschaffen, nämlich die Wissenschaft der Psychoanalyse als eine Art von eigener Weltanschauung, der Sie zugehören.

Eine der schwierigsten Aufgaben der heutigen Generation der Migranten ist es, genau diese Gefühlslage der Ambivalenz im Umgang mit der Beziehung zu ihren Vätern und zu ihren ethnischen und religiösen Normen auf der einen und zu ihrem neu erworbenen kulturellen Rahmen auf der anderen Seite zu bewältigen. Sie sind Söhne und Töchter aus traditionellen, autoritären Gesellschaftsstrukturen und durchlaufen eine Sozialisation, die oft unbedingten Gehorsam gegenüber der väterlichen Autorität verlangt. Eine kritische Auseinandersetzung ist ihnen in der Regel untersagt. Aber diese Väter verlieren ihre Stärke und Autorität in der Gesellschaft der neuen Kultur, weil diese neue Gesellschaft zum einen, zumindest partiell, nicht mehr autoritär strukturiert ist und zum zweiten die Migranten als Fremde in dieser Kultur oft ausgeschlossen und damit randständig werden.

Das bedeutet für die junge Generation ein Dilemma zwischen dem traditionellen Familienbild mit einem strengen und starken Vater und einem in der Exilgesellschaft hilflos gewordenen Vater, einer »sozialen Null«, wie ein Patient seinen Vater charakterisierte. Diese innere Konfliktlage, einerseits resultierend aus einer Aggression gegenüber dem innerfamiliär autoritären Vater und andererseits einem Schuldgefühl gegenüber dem im der neuen Kultur außerfamiliär hilflos gewordenen Vater, führt häufig zu Halt- und Orientierungslosigkeit und insbesondere bei den männlichen Jugendlichen zu einer Verunsicherung hinsichtlich ihrer männlichen Identität.

Das Schuldgefühl als Folge der Distanzierung von der väterlichen Kultur ist Ihnen, Herr Professor, bekannt. In einem Brief an Romain Roland schreiben Sie

1937 über Ihren Besuch in Athen und Ihren seit der Gymnasialzeit bestehenden Wunsch, die Akropolis zu sehen, Folgendes:

»Ich habe nur daran gezweifelt, dass ich Athen je werde sehen können. Soweit zu reisen, es »so weit zu bringen« erscheint mir als außerhalb jeder Möglichkeit. Das hing mit der Enge und Armseligkeit unserer Lebensverhältnisse in meiner Jugend zusammen [...]. Es muss so sein, dass sich an die Befriedigung, es soweit gebracht zu haben, ein Schuldgefühl knüpft; es ist etwas dabei, was unrecht, was von altersher verboten ist. Das hat mit der kindlichen Kritik am Vater zu tun, mit der Geringschätzung, welche die fröhkindliche Überschätzung seiner Person abgelöst hatte. Es sieht aus, als wäre es das Wesentliche am Erfolg, es weiter zu bringen als der Vater, und als wäre es noch immer unerlaubt, den Vater übertreffen zu wollen. [...] Zu dieser allgemein gültigen Motivierung kommt noch für unseren Fall das besondere Moment hinzu, dass in dem Thema Athen und Akropolis an und für sich ein Hinweis auf die Überlegenheit der Söhne enthalten ist. Unser Vater war Kaufmann gewesen, er besaß keine Gymnasialbildung, Athen konnte ihm nicht viel bedeuten. Was uns im Genuss der Reise nach Athen störte, war also eine Regung der Pietät« (Robert, 1975, S. 26).

Trotzdem war für Sie die Zugehörigkeit zur väterlichen und zur deutschen Kultur keine schmerzliche Alternative, die Fragen zu diesem Thema schienen Sie nicht zu stören. Offensichtlich fühlten Sie sich sowohl als Jude als auch als Deutscher. In einem Brief an Ihre Braut Martha Bernays vom 2. Februar 1886 beschreiben Sie einen Abend bei Charcot:

»Erst gegen Ende kam ich mit Giles de la Tourette in ein politisches Gespräch, in dem er natürlich den wütendsten Krieg mit den Deutschen prophezeite. Ich gab mich gleich als juif, der weder Deutscher noch Österreicher sei, zu erkennen. Solche Gespräche sind aber immer sehr peinlich für mich, denn ich fühle was Deutsches sich in mir regen, was ich zu unterdrücken lange beschlossen habe« (Freud, 1988, S. 137)

An andere Stelle schreiben Sie weiter an Minna, Ihre Schwägerin: »[...] wie du merkst, mein Herz ist deutsch-kleinstädtisch ... ein Beweis dafür, dass die Unterdrückung nicht allzu gut gelungen war« (Freud, 2005, S. 128).

Nach Ihrer Emigration schreiben Sie an Eitingon:

»Wenn Sie London kennen, es ist ganz im Norden der Stadt [...]. Es ist so, als ob wir in Grinzing lebten, wo jetzt der Gauleiter Bürckel uns gegenüber eingezogen ist. [...]